

«Wir haben ein feines Mittagessen gekocht»

Jahrzehntlang wurden Geistigbehinderte abgesondert, oft gar versteckt – meistens in psychiatrischen Kliniken. Jetzt werden neuartige Wohn- und Lebensformen ausprobiert. Zum Beispiel in Bellelay, in der Waldau und in Schwarzenburg.

Christophe* steht in der Küche und rüstet Gemüse. Er lacht, schwatzt, wirkt gelöst und zufrieden. Wie ihm etwas zu Boden fällt, hebt er es auf, schüttelt den Kopf und sagt immer wieder: «Das war nicht gut, nein, das war gar nicht gut.» Einige Minuten hält der Arger über sich selber an, dann hat Christophe den Vorfall vergessen. Das Lächeln kehrt auf sein Gesicht zurück, er arbeitet weiter und kann kurze Zeit später das Rüstmesser zur Seite legen. Stolz klingt in seiner Stimme mit, wie er seinen beiden Kochkollegen triumphierend verkündet: «Ich bin fertig, jetzt müsst ihr noch etwas tun, dann haben wir ein feines Mittagessen.» Beim Decken des Tisches wiederholt er immer wieder die gleichen Worte: «Wir haben ein feines Mittagessen gekocht, wir haben ein feines Mittagessen gekocht...»

Noch vor kurzem galt Christoph als unansprechbar, jähzornig und unfähig zu jeder Konzentration erfordernden Tätigkeit. Sechzehn Jahre lang lebte er in der Abteilung für Geistigbehinderte der Kantonalen Psychiatrischen Klinik von Bellelay im französischsprachigen Berner Jura, praktisch ohne Kontakt zu anderen Klinikinsassen, Pflegepersonal oder Aussenwelt. Er wusch sich selber nicht, ass nur wenig, erbrach oft, lachte nie, zog sich zurück in sein Zimmer und stahl alles, was er in die Finger bekam. Christophe galt als unzugänglich und unzurechnungsfähig – wie viele andere der geistigbehinderten Erwachsenen, die hinter den dicken alten Klostermauern in Bellelay vor der Gesellschaft versteckt wurden.

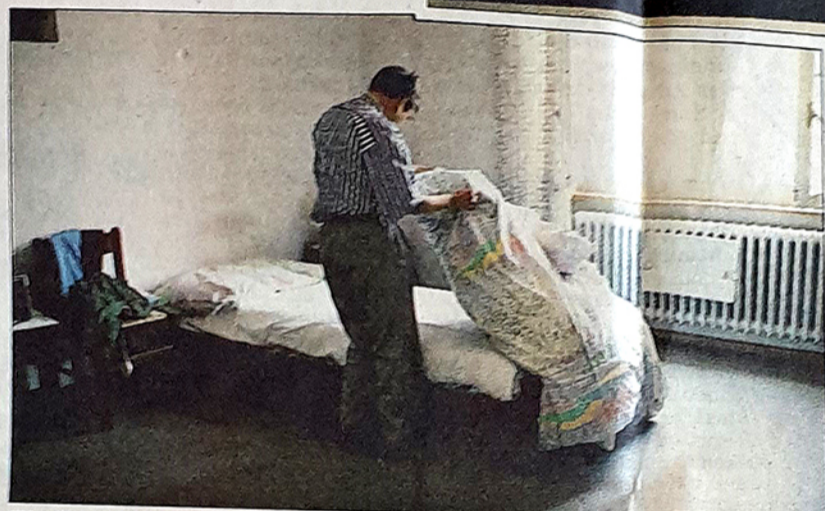
Den gesunden Teil stärken

Kontrollieren und beruhigen waren in Bellelay bis Ende der siebziger Jahre die zentralen Behandlungsziele. Mit allen möglichen Mitteln wurden die Insassen «zurechtgebogen», ihre sogenannte «Überaggressivität» bekämpft und beschnitten. Therapien jeglicher Art waren ein Fremdwort. Neueingewiesene wurden in engen Zimmern isoliert, bis sie wunschgemäss angepasst waren.

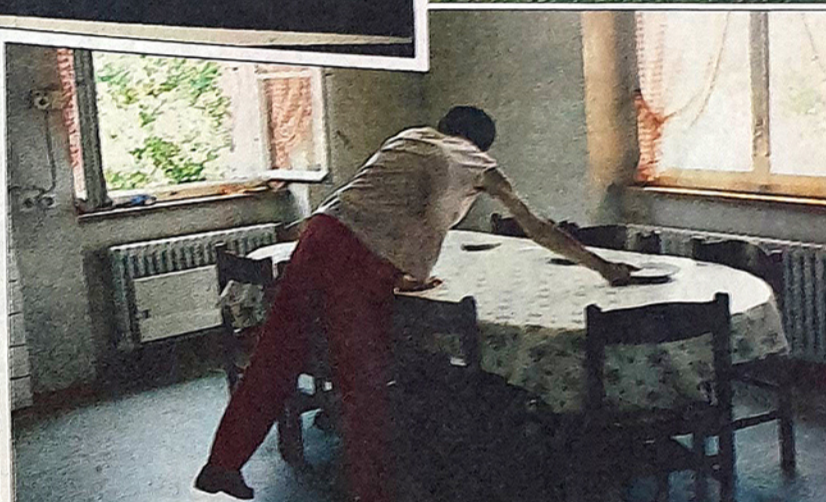
Die grosse Wende kam im Juli 1979, als die Klinik einen neuen Direktor bekam. Harutyun Van brachte als neuer Verantwortlicher eine vollkommen neue Philosophie. «Je-

der Mensch hat seine starken und schwachen Seiten, individuell völlig verschieden gelagert», umschrieb Van vom ersten Moment an seine für die einzuleitende «Entpsychiatrisierung» zentrale Denkweise. Und: «Je nachdem, welcher der beiden Teile stärker proportioniert ist, gilt ein Mensch als gesund beziehungsweise krank.» Ziel war demzufolge von Anfang an bei allen Insassen die Stärkung des gesunden Teils.

Das Personal erhielt im neuen Konzept wichtige Mitsprache- und Mitbestimmungsmöglichkeiten; je nach Fachwissen wurden Verantwortung und Kompetenzen neu verteilt, und in verschiedenen Etappen wurde die Loslösung von der tristen



Ein Wochenplan gibt in Loveresse Aufschluss, wer von den geistig Behinderten was macht (oben): Betten (unten links), Tisch decken (unten rechts) und Beaufsichtigung der Gänse (oben rechts).



Vergangenheit angestrebt und ver-wirklicht. Arbeitsplätze und Wohn-raum verlagerten sich immer mehr von der Klinik weg in die umliegenden Gemeinden. In Reconville, Tavannes, Loveresse, Malleray und Bellelay entstanden neue Lebensfelder. «Vertrauen vermitteln» löste das «Angst machen» als bedeutendste Umgangsweise ab. Innerhalb von wenigen Jahren geschah dadurch oftmals Erstaunliches: Patienten und Patientinnen begannen ihr Verhalten entscheidend zu ändern, das Positive wurde gestärkt, zuvor scheinbar rettungslos Ausgestossene wurden stufenweise wieder in die Gesellschaft reintegriert – je nach vorhandenen Möglichkeiten mehr oder weniger.

Die 25 geistig behinderten Erwachsenen wurden in zwei heilpädagogisch und pflegerisch geführten Wohnungen in einem ehemaligen Mädchenpensionat in Loveresse zusammengefasst. Christophe gehört zu den acht in der sogenannten «therapeutisch-erzieherischen Gemein-

schaft» wohnenden Leuten, die unter Anleitung und Begleitung von fünf Betreuungspersonen ihre Selbstständigkeit von Tag zu Tag in kleinen Schritten zu vergrössern versuchen. Mit Erfolg, wie das beschriebene Beispiel zeigt: Heute legt Christophe wieder grossen Wert auf sein Ausseres, schwärmt von den gemeinsam mit seinen Mitbewohnern und Mitbewohnerinnen verbrachten Ferien in Italien, in Frankreich oder im Tessin, hat den zuvor praktisch ganz verschwundenen Kontakt zu den noch lebenden Familienmitgliedern wieder aufgenommen und auch sonst tragende Freundschaften aufgebaut. «In Bellelay war ich krank», sagt er auf seine Vergangenheit angesprochen. «Jetzt, in Loveresse, bin ich wieder gesund, hier fühle ich mich wohl.»

Öffnung nach aussen

Bellelay ist nicht die einzige psychiatrische Klinik im Kanton Bern, die für die ihr zugeordneten Geistigbehinderten ein Konzept der

Öffnung nach aussen hat. In der Klinik Waldau leben zurzeit 45 Erwachsene mit einer geistigen Behinderung. Bis 1979 wurden sie in geschlossenen Abteilungen versorgt. Ähnlich wie in Bellelay reduzierte sich die Betreuung auf eine Verwahrung mit medikamentöser Dämpfung und Fixation. Aggressionen gegenüber sich selber oder anderen Personen, Apathie oder Bewegungstereotypen waren in diesem Umfeld oft Folgen der isolierenden Behandlungsweise.

Bereits 1970 hatte eine Heilpädagogin in der Klinik auf eigene Initiative damit begonnen, andere Betreuungsformen einzuführen. Sie widmete sich einer Gruppe von fünf Geistigbehinderten, malte mit ihnen, machte Musik, unternahm Spaziergänge. Die geschlossenen Abteilungen für Geistigbehinderte gehören seit 1979 der Vergangenheit an. Wie in Bellelay wurde diese Konzeptänderung durch einen Wechsel in der Direktion möglich. Seit zwei Jahren leben nun schon fünf geistig und psychisch Behinderte ausserhalb der Abteilungen für Langzeit- und Pflegepatienten in einer kleinen Wohngruppe im neben der Klinik gelegenen Stöckli.

Vertrauensbasis aufbauen

Sonderpädagogisch geführte Heime haben ebenfalls ansatzweise damit begonnen, Modelle von neuen Lebensformen für Geistigbehinderte zu erproben. Eines von ihnen liegt landschaftlich schön eingebettet in Schwarzenburg: Bernaville. Hundert Erwachsene mit Behinderungen unterschiedlichen Schweregrades leben im inzwischen zehn Jahre alten Heim, dem eine Werkstatt, ein Bauernhof, eine Gärtnerei, ein öffentliches Schwimmbad und eine öffentliche Cafeteria angegliedert sind. Die intern wohnenden Behinderten leben in sieben Wohngruppen, die je von drei Mitarbeiterinnen betreut werden. Die heimeigene Wäscherei, der Hausdienst, die Küche, kreative Ateliers und eine spezielle Beschäftigungsgruppe gehören zum täglichen Arbeitsfeld.

Auch in Bernaville wird eine bessere Lebensfähigkeit der Geistigbehinderten angestrebt. Wo es möglich erscheint, werden Männer oder

Frauen darauf vorbereitet, in absehbarer Zeit ausserhalb des Wohnheims zu wohnen und zu leben. Die Öffnung nach aussen zeigt sich auch in der architektonischen Gestaltung und im Kontakt mit der Bevölkerung des Ortes: Die Heimeinrichtungen sind der Öffentlichkeit zugänglich, und der Verkauf der Landwirtschafts- und Gärtnerprodukte erfolgt im Dorf. Zwischen der Bevölkerung der Umgebung und den Heimbewohnern konnte dadurch eine Vertrauensbasis aufgebaut werden, die für die angestrebten Reintegrationsbemühungen elementar ist. Cafeteria und Schwimmbad können von Auswärtigen besucht werden, während die Behinderten ihrerseits die lokalen Einrichtungen wie Läden und Restaurants aufsuchen.

Arbeitskreis gegründet

Die drei beschriebenen Modelle neuer Wohn- und Lebensformen für Geistigbehinderte sind leider in der Schweiz bis heute eher seltene «avantgardistische» Versuche. Ein im Frühjahr neugegründeter und von der Schweizerischen Heilpädagogischen Gesellschaft getragener Arbeitskreis will nun diesen Missständen auf breiter Ebene entgegenwirken. Der Weg ist weit, doch das Ziel klar: Menschenwürdige Lebensbedingungen für Geistigbehinderte schaffen und ihnen damit die Grundlage bieten, sich den individuellen Möglichkeiten entsprechend inner- und nicht völlig ausserhalb der Gesellschaft zu entfalten.

Urs Honauer

* Name von der Redaktion geändert

Verfilmt

Die Auswirkungen der drei Berner Modelle (Bellelay, Waldau, Bernaville) wurden nebst dem Beispiel der Basler Werkstube der Gesellschaft zur Förderung geistig Behinderter von Mike Wildbolz und Ines Schlienger verfilmt. Der Film soll die Lebenssituation geistig behinderter Erwachsener aufzeigen. Der Film richtet sich an Fachleute und an interessierte Aussenstehende. Eine Ausstrahlung am Schweizer Fernsehen wird angestrebt.



Im ehemaligen Mädchenpensionat in Loveresse wohnen 25 geistig behinderte Erwachsene

für geistig Behinderte

«Ein anderes Leben» –
ein Dokumentarfilm von Mike Wildbolz

rov. Geistig Behinderte bilden eine tabuisierte Randgruppe unserer Gesellschaft. Alltägliche Begegnungen mit ihnen sind zumeist durch Berührungängste oder Mitleid gekennzeichnet. Denn geistig behinderte Menschen werden als Geisteskranke angesehen, denen nicht zu helfen ist. Nicht zuletzt um dieses weit verbreitete Vorurteil zu beseitigen, hat der Zürcher Dokumentarfilmer Mike Wildbolz, zusammen mit Ines Schlienger, Sonderpädagogin und Mitglied des «Arbeitskreises zur Verbesserung der Lebenssituation von Geistigbehinderten in psychiatrischen Kliniken», seinen Film «Ein anderes Leben» realisiert. Er leistet darin – ähnlich wie Marlies Graf in ihrem 1979 entstandenen Film «Behinderte Liebe» über die Sexualität körperlich Behinderter – weit mehr als eine blosser Enttabuisierung einer verdrängten Problematik. Seinem Film gelingt es auf verdankenswerte Weise, echte Anteilnahme zu schaffen.

Mike Wildbolz, der in «Wir und die sogenannten Normalen» (1986) bereits die Sozialisierung von psychisch Kranken untersucht hat, zeigt Wohn- und Lebensmöglichkeiten für geistig Behinderte auf, denen unterschiedliche heilpädagogische Grundsätze zugrunde liegen. Damit führt er sinnvolle Alternativen zum kümmerlichen Dasein vor, das viele der rund 1500 Erwachsenen mit geistiger Behinderung, die es in der Schweiz gibt, in geschlossenen Abteilungen psychiatrischer Kliniken oder in Pflegeheimen führen müssen. Dass sich auch geistig behinderte Erwachsene durchaus noch zu entfalten und sogar zu einer beschränkten Selbständigkeit zu finden vermögen, vorausgesetzt, man belässt sie in einem natürlichen Lebensumfeld, belegen erfolgreiche, infolge fehlender Mittel allerdings noch vereinzelter Versuche von teilautonomen Wohnheimen, in denen die Behinderten unter Betreuung alltägliche Beschäftigungen wie Kochen oder den Abfallkübel Leeren selber erledigen.

Wenn Wildbolz die geistig Behinderten beim Theaterspielen, beim Turnen oder beim Musizieren beobachtet, wahrt er keine Distanz, sondern nimmt vielmehr aktiv am Geschehen teil. Die geistig Behinderten, die sich der Anwesenheit der von Hansueli Schenkel subtil geführten Kamera sehr wohl bewusst sind, akzeptieren die Filmequipe als Teil ihrer Gemeinschaft. Dadurch sind Aufnahmen von spontaner Unmittelbarkeit entstanden, die sich auf den Zuschauer überträgt und ihm die Porträtierten als individuelle Menschen sehr nahe bringt. Er erlebt, dass auch geistig Behinderte Gefühle hegen, und beginnt mit ihnen mitzufühlen. Aus dieser Vertrautheit gewinnt der Film seinen optimistisch stimmenden Humor: Wenn sich beim Zuschauer des öfteren ein heiteres Lachen einstellt, so handelt es sich dabei keinesfalls um ein Auslachen, sondern um einen Ausdruck von Freude über die Unschuld dieser Menschen.

Von Hoffnung ist der ganze Film erfüllt; er plädiert für mehr Verständnis und persönlichen Einsatz von nicht direkt Betroffenen. Dieses wichtige Anliegen erklärt den pädagogischen Grundton des Films. Problematisch wird «Ein anderes Leben» allenfalls dort, wo der gesellschaftliche Wunsch nach Gleichmacherei, der die Behinderten zur Eingliederung in unsere Gesellschaftsnormen drängt, mit keinem Wort in Frage gestellt wird. Denn ob diese Menschen tatsächlich erst glücklich sind, wenn sie gelernt haben, sich anzupassen, bleibt letztlich ungewiss. Der unter dem Patronat der Schweizerischen Heilpädagogischen Gesellschaft realisierte Film ist über den Verleih der Schweizerischen Arbeiterbildungszentrale zu beziehen.

insbesondere Roland Cosandays auf Grundsätzlichstes ziellende Kritik an Hervé Dumonts «Geschichte des Schweizer Films» genannt, der er, bei aller Würdigung ihrer Qualitäten, «Zuschüttung» der Primärquellen und eine «cinephile» Betrachtungsweise vorwerfen muss, die es verhindere, die Fakten in einer historischen Perspektive darzustellen.

Jochen Brunow (Hg.): *Schreiben für den Film. Das Drehbuch als eine andere Art des Erzählens.* edition text + kritik, München 1988.

dlw. Der in der Reihe «Literatur und andere Künste» erschienene Band dokumentiert die Ergebnisse einer Tagung von Drehbuchautoren, Filmwissenschaftlern und Fernsehredaktoren im Literarischen Colloquium Berlin im März 1987. Er enthält überarbeitete Fassungen der am Symposium gehaltenen Referate, Auszüge aus den anschliessenden Diskussionen sowie ein Gespräch zwischen Jochen Brunow und Wim Wenders. Die schmale, durch Bilder aus Wenders-Filmen illustrierte Dokumentation vermittelt mehr Wissenswertes zu dem in Mode gekommenen Thema als die meisten Handbücher über das Drehbuchschreiben. Neben Wenders' Versuch, seine Erfahrungen als Regisseur mit verschiedenen Formen eigener und fremder Drehbücher nachzuzeichnen, ist insbesondere Karsten Wittes historischer Abriss «Zur Geschichte und Theorie des Drehbuchschreibens in Deutschland» reich an Information, die Wesentliches zum Verständnis der gegenwärtigen Situation beiträgt.

Paolo und Vittorio Taviani: *Die Nacht von San Lorenzo / La notte di San Lorenzo.* Herausgegeben von Hartmut Köhler. Delphi-Verlag, Nördlingen 1988.

dlw. Mit vorbildlicher Sorgfalt in der Auswahl und im Arrangement der sehr zahlreichen farbigen und schwarzweissen Bilder hat Köhler das Filmbuch gestaltet, das den Drehbuchtext des 1981 entstandenen Spielfilms im italienischen Original und in deutscher Übersetzung wiedergibt, wobei auch die Angaben zu Kameraeinstellungen und -bewegungen aufgenommen wurden. Ergänzt wird der Bildband (die Standphotographien stammen von Umberto Montiroli) durch einen kenntnisreichen dokumentarischen Anhang des Herausgebers. Sein Aufsatz «San Miniato – Tod im Dom» erläutert den historischen Hintergrund des tragischen Ereignisses, das die Heimatstadt der Brüder Taviani im Juli 1944 traf und dem sie ihren Film gewidmet haben.

Heinz Büttler: *Was geht mich der Frühling an ...* Picus-Verlag, Wien 1989.

che. Im Frühling, Sommer und Herbst 1988 drehte der Schweizer Filmemacher Heinz Büttler im Elternheim der Israelitischen Kultusgemeinde Wien, Entstanden ist dabei ein knapp anderthalbstündiger Film, der auf unspektakuläre, aber immer wieder beeindruckende Weise in Menschenschicksale hineinzu-blenden vermag, an denen der Tod oft nahe genug vorbeigegangen ist. Dem Buch fehlen naturgemäss die Stimmen der Menschen, der Nachhall des Gesagten in der behutsam eingesetzten Klaviermusik Schuberts, und vor allem fehlen ihm die ordnende Gliederung in der Zeit durch die Dramaturgie der Montage und die Bewegungen der von Hansueli Schenkel ebenso sorgfältig wie bewusst geführten Kamera. Jedenfalls aber vermögen die direkt vom Filmmaterial kopierten und daher grobkörnigen Bilder mit den knappen Sätzen die Erinnerung an das im Film Geschehene zu beleben und zu vertiefen: an die Gesichter dieser alten, zum Teil uralten Menschen mit ihrer Ergebenheit, aber auch ihrem Widerspruch.

Adolf Heinzlmeier und Berndt Schulz: *Lexikon Filme im Fernsehen. 5000 Spielfilme TV – Video – Kabel.* Rasch-und-Röhring-Verlag, Hamburg 1988.

dlw. Das in Zusammenarbeit mit der Zeitschrift «Gong» entstandene Lexikon folgt in Zielsetzung, Gestaltungsprinzip und Aufmachung bewährten Nachschlagewerken wie etwa dem Band «TV Movies» von Leonard Maltin, der freilich mehr als dreimal so viele Filme berücksichtigt. Die alphabetisch nach deutschen Filmtiteln geordneten Beiträge geben jeweils auch den Originaltitel an, Ort und Jahr der Produktion, Regisseur und Hauptdarsteller. Filmbü-

24. solothurner filmtage 17. – 22. januar 1989
24^e journées cinématographiques de soleure
24. giornate cinematografiche di soletta
im landhaus und konzertsaal



ZOOM

3
1989

Film · TV · Radio



Solothurner Filmtage 1989

sichtern, vorüberhuschenden Landschaften, wehmütige Lieder – dann ist der «Film» zu Ende und die Phase der polizeilichen Überprüfung und medizinischen Untersuchung beginnt. Diese Welt der Stempel und Formulare, der Kategorien und Verträge wird mit fotografischen Bild-um-Bild-Einstellungen gleichermaßen auf der Ebene der polizeilich-administrativen Ermittlung «erfasst», stellenweise mit anschwellenden Arbeits- und Maschinengeräuschen rhythmisiert und «kommentiert». Dadurch wird der Fließbandcharakter – 2302 Saisonniers werden an einem Tag «abgefertigt» – deutlich gemacht. Das Konzept hat aber auch zur Folge, dass einem die gezeigten Menschen objekthaft-fremd bleiben.

Eine dokumentarische Methode, die näher an die Leute herangeht, sich auf sie und mit ihnen einlässt, praktiziert Kristina Konrad in ihrem 92minütigen Video «*Yo era de un lugar que en realidad no exista*» (*Ich kam von einem Ort...*). Kristina Konrad setzt sich darin mit uruguayischen Frauen auseinander, die nach Jahren des Exils in Frankreich, Mexiko, Spanien oder der Schweiz ihrer über Jahre vermissten Heimat wiederbegegnen. Diese dokumentarische Reflexion widersetzt sich gängigen oder raschen Zuordnungen und spürt hartnäckig komplexen Beziehungen und widersprüchlichen Erfahrungen nach: Identität wird befragt und erforscht im Spannungsfeld von «Heimat und Fremde, Trennung und Rückkehr, Sehnsucht und Wirklichkeit, Verwurzelung und Heimatlosigkeit».

Linearer und klar als (Gegen-)Information konzipiert ist die knapp einstündige Arbeit des im waadtländischen Eysins lebenden Peter Entell «*Changing This Country: The Testimony of Four South African*

Workers». Der heimlich in Südafrika aufgenommene Film montiert zwischen Statements von Arbeitern, die zur Abschaffung des Apartheidsystems aufgerufen und dabei auch mehr westliche Unterstützung (Stichwort Wirtschaftsboykott) erhoffen, Bild-Zeichen, die deutlich auf wirtschaftliche Kräfte verweisen, die das gegenwärtige System stützen: in einer «Parade» der Signets und Embleme jener Firmen, die am Kap (immer noch) Flagge zeigen.

Unsere Arbeitswelt ist offenbar für die schweizerischen Dokumentaristen zur Zeit kein Thema. Eine der wenigen Ausnahmen: Lucienne Lanaz zeigt in «*Glocken – Gestaltung, Guss und Klang*» anschaulich-detailliert den Produktionsprozess einer Kirchenglocke. Schritt für Schritt erläutert der Glockengiesser die zahlreichen Arbeitsvorgänge vom Schablonieren des Kerns, dem Aufsetzen der Zier, der Herstellung des Mantels und der Kronenform, dem Guss, dem Ausgraben, dem Schleifen und Ziselieren bis zur Tonkontrolle und dem Probeläuten. Anschliessend geht es auf blumenbestücktem Wagen zur feierlichen Installierung. Der chronologisch vorgeführte Prozess dieser jahrhundertealten Handwerkskunst erfährt nach dem Höhepunkt des Glockengusses eine besondere Würdigung: Die Einsegnung wird vom Pfarrer in der alltäglich-nüchternen Atmosphäre der Werkstatt vollzogen.

Lucienne Lanaz' sachlich-genaue Dokumentation ausgeklügelten handwerklichen Könnens hat in der Epoche der Computer und Mikrochips einen ganz eigenen Reiz. Bleibt zu hoffen, dass das Dokumentaristen-Handwerk hierzulande mindestens so lange und so liebevoll tradiert wird wie die Kunst des Glockengusses. ■

Gerhard Gerster

Ein anderes Leben

Regie: Mike Wildbolz; Buch: M. Wildbolz, Ines Schlieniger; Kamera: Hansueli Schenkel; Schnitt: Bernhard Lehner; Musik: Konrad Wittmer; Sprecher: René Bardet; Produktion: Schweiz 1988, M. Wildbolz und Bea Cuttat, 16mm, Farbe, 59 Min.; Verleih: SABZ, Bern.

«Es gibt viele Psychriefilme. Die meisten wirken bedrückend, machen ärgerlich oder mutlos. Dieser Film hingegen belebt und erfreut.» So der Eindruck eines Fachmannes, des Direktors der Psychiatrischen Universitätsklinik Bern, Prof. Dr. med. W. Böker.

Mike Wildbolz ist es in der Tat gelungen, die geistig behinderten Patienten als individuelle Persönlichkeiten mit ihren Wünschen und Eigenheiten zu schildern. Fünf geistig behinderte Menschen, die teilweise bereits über 20 Jahre in psychiatrischen Anstalten leben, werden porträtiert. Betreuer, Pfleger, Leiter und Eltern kommen zu Wort und berichten über diese Menschen. Nur einmal werden «Patienten» selbst befragt. Denn es entspricht dem Konzept des Films, diese Menschen so zu zeigen, wie wir sie gewohntermassen wahrnehmen. Die Fremdheit ihres Verhaltens, die Irritationen, die ihre Mimik und Gestik auslösen – all das ist präsent in den Bildern. Wer einmal geistig Behinderten «draussen» begegnet ist, erkennt seine eigenen Gedanken und Gefühle ihnen gegenüber wieder, als (im Film) eine Gruppe auf dem Markt einkaufen geht.

So gesehen leistet der Film das Bewusstmachen der eigenen Vorurteile und Irritationen, ohne diese Menschen als «Gestörte» zu diskriminieren. Was

allerdings typisch für unseren Umgang mit den Behinderten ist, wird daran deutlich, dass das Thema Erotik nur zweimal leicht angedeutet wird.

Wie entwürdigend die «alten» Methoden waren und sind, kommt in einigen Berichten von Pflegern zum Ausdruck. Da wurden Patienten an Stühle gefesselt und mit Medikamenten vollgestopft, ja fast wie Vieh behandelt. So verhält sich eine Gesellschaft, die sich dieser Menschen einfach entledigen will. Wie wichtig die veränderten Betreuungsmethoden für die Entfaltung und die Würde dieser Menschen sind, zeigt das Leben in geschützten Wohngruppen.

Der Film eignet sich als Einstieg, um mit Schülern oder in der Erwachsenenbildung das Thema «Geistig behinderter Menschen in unserer Gesellschaft» und die Wahrnehmungen der «Normalen» zu diskutieren. ■

Elsbeth Prisi

Was geht mich der Frühling an ...

Schweiz 1988.

Regie: Heinz Bütler

(Vorspannangaben

s. Kurzbesprechung 89/42)

Langsam wandert die Kamera von Gesicht zu Gesicht: Heinz Bütler stellt seine 13 Protagonisten vor. Die zehn Frauen und drei Männer leben im Elternheim der israelitischen Kultusgemeinde Wien und stammen vorwiegend aus den Gebieten der ehemaligen österreich-ungarischen Monarchie, aus Polen, Rumänien, Russland und der Tschechoslowakei, einige auch aus Wien. Sie sind Überlebende einer Zeit, die es längst nicht mehr gibt. Heinz Bütler be-

zeichnet seine Dokumentation als Film über Erinnerung, Alter, Tod und Humor.

Erinnerung: Sie wird hier nicht nur als «Paradies empfunden, daraus man nicht vertrieben werden kann», sondern auch als Belastung: «Ich darf mich nicht erinnern, sonst...» «Ich war in Auschwitz! Fast vier Jahre! (...) Als endlich einmal die Tore geöffnet wurden, da haben wir geglaubt, jetzt ist die Freiheit! Nichts ist, das ist keine Freiheit!»

Alter: «Manchmal bin ich mir überdrüssig» – «Ich freue mich auf nichts. Was geht mich der Frühling an?» – «Ich bin ganz allein dageblieben, ich habe niemanden hier...»

Angst vor dem Tod hat hier niemand: «Nur vor dem Tod, vor dem, was ich noch erleben muss vor dem Tod. Mein grösster Wunsch wäre, wenn ich abends mich niederlege und in der Früh als Toter aufstehe.» – «Na ja, mein Gott, wer will schon sterben?»

Ihr Humor entbehrt nicht der Selbstironie: «Ich war jung und fesch ... das ist gegangen in einer Tour ... und auf einmal bin ich gelegen wie eine blöde Gans zum Abschlachten...» – «Scheint die Sonne für alle, oder nur für mich allein?»

Diese Übergebliebenen reden nicht viel. Als Augenzeugen eines ganzen Jahrhunderts, deren Geburtsdaten, mit einer Ausnahme, zwischen 1888 und 1906 liegen, sagen sie nur wenige Sätze, Bruchstücke von Befindlichkeit am Ende eines Lebens, das sich vor allem in der Landschaft der Gesichter ausdrückt.

Heinz Bütler will auch nicht mehr aus ihnen herausholen. Er hat eine gute Begabung, auf Äusserungen zu warten, keine Fangfragen zu stellen, nicht nach Spektakulärem zu suchen, nicht nachzubohren. Seine vielleicht hie und da allzu trockene

Art des Fragens verlangt viel Geduld des Zuhörens vom Zuschauer. Andererseits liegt gerade darin auch das grosse Verdienst nicht auszubeuten, den Zuschauer nicht zum Voyeur zu machen.

Sein Film macht nicht nur bewusst, dass auf alle Alter und Sterben warten, er zeigt nicht nur, dass das Überleben auf verschiedene Art gelebt werden kann, und von jedem nach seiner Art gelebt wird. Seine ruhigen Bilder zeigen aufs Schönste auch Loslösung, Nichtmehrfehalten am Leben, Abgehoben sein über Wunsch und Zeit hinaus. Mit Bedauern macht er bewusst, wieviel Reichtum des Erlebens, der Erinnerung, der Weisheit, wieviel spannendes Einzelschicksal hier ungehört und ungesehen verdammt, ohne Möglichkeit, als Schatz von Erleben und Erinnerung in nächste Generationen weiterzufließen. ■

Gerhard Gerster

Aus dem Leben Omer Khans

Regie, Buch, Kamera: Eduard Winiger; Schnitt: Monica Barino; Ton: Bernhard Robert-Charrue; Produktion: Schweiz 1988, E. Winiger, 16mm, Farbe, 52 Min.; Verleih: offen (Eduard Winiger, Zimmerli-strasse 12, 8004 Zürich).

Eduard Winiger ist ein erfahrener Dokumentarfilmer. Seit 1981 realisiert er eigene Projekte und Auftragsfilme. Mit dem «Auftrag, einen Film über Kriegschirurgie zu drehen», zog Winiger los, um in einer Klinik des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes (IKRK) in Pakistan, nahe der Grenze zu Afghanistan,

Behinderte - ein «anderes Leben»

Von der Lebenssituation geistig behinderter Erwachsener handelt der Film «Ein anderes Leben», der im Kino Camera einem interessierten Publikum vorgeführt wurde.

C.G. Man kann es ruhig vorwegnehmen: Es ist ein Film, der den Zuschauer für die Behinderten einnimmt, ja, ihn fröhlich stimmt. Denn dieser erzählende Film zeigt die Entwicklungsfähigkeit abgeschriebener Menschen und ihre persönliche Freude darüber. Er belässt den Behinderten ihre Würde, auch wenn die Kamera ihren Bewegungen folgt und ihre Emotionen einfängt.

Der Dokumentarfilm «Ein anderes Leben» stammt von Mike Wildbolz und der Heilpädagogin Ines Schlienger und steht unter dem Patronat der Schweizerischen Heilpädagogischen Gesellschaft...

Die Problematik von Erwachsenen mit geistiger Behinderung ist der Öffentlichkeit wenig bekannt, sind sie doch meist in Heimen oder in psychiatrischen Kliniken untergebracht. So kommt in diesem Film auch die Le-

benssituation in der Psychiatrie vor: In langen Gängen sitzen ältere Geistigbehinderte und warten. Kaum jemand hat Zeit, sich um sie zu kümmern. Dank der Heilpädagogik weiss man heute, dass viele Geistigbehinderte entwicklungsfähig sind, selbst solche, die als hoffnungslos abgestempelt sind. Die Filmbeispiele aus der bernischen Klinik Waldau oder aus Bellelay im Jura machen dies deutlich. Menschen, die 20 oder 30 Jahre in der Psychiatrie versorgt waren, können auf ein aktiveres Leben in einer Wohngemeinschaft vorbereitet werden. In kleinen Schritten wird die Entfaltung offensichtlich.

Anhand von verschiedenen Wohn- und Lebensmodellen - auch aus Basel - erfährt der Zuschauer über unterschiedliche heilpädagogische Möglichkeiten für die Entwicklung von Geistigbehinderten. Dem

Betrachter wird es fast unfasslich, wie geistig behinderte Menschen, die dank dem medizinischen Fortschritt auch älter werden, über Jahrzehnte in psychiatrischen Kliniken dahinleben, ohne Anregung und ihnen adäquate Betreuung. Eine Verbesserung der Situation ist unbestritten notwendig. Auch Basel bemüht sich mit dem neuen Psychiatrie-Konzept, das Los der Geistigbehinderten in der PUK zu verändern.

So wurde dieser Film von den Autoren auch mit der Absicht produziert, Politiker und Verantwortliche ins Bild zu setzen und Anregung zu vermitteln, ohne belehrend zu wirken.

Den Verleih dieses 59minütigen Films, in Dialekt und Schriftdeutsch sowie mit französischen Untertiteln, hat die Schweizerische Arbeiterbildungszentrale in Bern übernommen (Kosten 120 Franken).

*Ein anderes
Leben*

Zur Entstehung und Realisation des Projekts

Anders als bei psychisch Kranken fand sich bei geistig behinderten Erwachsenen lange Zeit keine breit abgestützte Interessengemeinschaft, die die Rechte dieser randständigen Gruppe wahrnahm und sich für eine würdige Lebensgestaltung einsetzte. Angehörige, Fachleute aus dem Bereich der Heilpädagogik sowie Ärzte und Pflegepersonal aus verschiedenen Kliniken - darunter auch Klinikleiter - haben sich vor gut zwei Jahren zu einer losen Interessengemeinschaft unter der Bezeichnung "Arbeitskreis zur Verbesserung der Lebenssituation von Geistigbehinderten in psychiatrischen Kliniken" zusammengeschlossen, die inzwischen etwa 90 Mitglieder zählt. Die Sonderpädagogin Ines Schlienger, Mitglied des Arbeitskreises, hatte das Problem der Wohnsituation von Menschen mit geistiger Behinderung anlässlich ihrer Tätigkeit in einem Heim hautnah kennengelernt: werden diese erwachsen, führt ihr Weg aus Mangel an geeigneten Wohnheimplätzen in vielen Fällen in eine psychiatrische Klinik, in ein Alters- oder Pflegeheim. Diese "Karriere" wird häufig mit der traditionellen Ansicht, Erwachsene seien nicht mehr entwicklungsfähig, begründet. Neuere psychologische und heilpädagogische Erfahrungen und Erkenntnisse zeigen jedoch, dass diese Annahme irrig ist.

Im Herbst 1987 entschlossen sich Ines Schlienger und der Dokumentarfilmer Mike Wildbolz, die in der Bevölkerung kaum bekannte Problematik des Lebens geistigbehinderter Erwachsener in einem Film darzustellen; dieser sollte zugleich geeignet sein, Entscheidungsträger aus Politik und Verwaltung ins Bild zu setzen. Zur Darstellung kommen sollten die Tatsache, dass geistig behinderte Erwachsene in unserer Gesellschaft leben - wenn auch vielfach noch am Rande - sowie Beispiele dafür, wie ihr Alltag aussehen kann, wenn man versucht, ihren Bedürfnissen und Fähigkeiten gerecht zu werden.

Die ausgewählten Modelle zeigen Möglichkeiten von Wohn- und Le-

bensformen Erwachsener mit geistiger Behinderung. Ihnen liegen unterschiedliche heilpädagogische Ansätze - in einem Fall der anthroposophische, deren Vertreter auf diesem Gebiet Pionierarbeit geleistet haben - zugrunde. Ersichtlich wird, dass es nicht einen einzigen gültigen Lösungsweg gibt, sondern verschiedene richtungsweisende Ansätze. Der Film geht rein deskriptiv vor, verzichtet auf einen einordnenden Kommentar. Wichtig war den Autoren, die Zuschauer gleichsam teilhaben zu lassen am Alltagsgeschehen der portraitierten Menschen. Der Umgang der Betroffenen miteinander sowie ihr Zusammentreffen mit der Aussenwelt, ihre Kommunikation bei gemeinsamen Aktivitäten - Spiel, Theater, Einkaufsausflug auf den Markt, gemeinsames Kochen und Gymnastikstunde - lassen spüren, dass in den teilautonomen Wohngruppen eine Vielzahl von individuellen Beziehungen besteht. Bei einzelnen Patienten werden früher erstellte Diagnosen und Prognosen erwähnt, die in recht grossem Kontrast zu dem stehen, was aus den betreffenden Menschen inzwischen tatsächlich geworden ist. Erinnerungen an frühere Zeiten, welche die Behinderten selbst anstellen, zeigen zudem, dass sie durchaus ein Gefühl für die eigene Lebens- und Entwicklungsgeschichte haben. Manch verschüttete Fähigkeit kommt unter den neuen Lebensbedingungen wieder zum Vorschein, eine Erfahrung, die häufig in Kliniken gemacht wird, wo ein neuer, fördernder Umgang und die gezielte Vorbereitung der Patienten auf den Übertritt in ein Wohnheim stattfinden. Der Film zeigt, dass trotz der manchmal minimalen und äusserst langsam sich vollziehenden Veränderungen in der Entwicklung der Betroffenen, der Einsatz aller Beteiligten seine Früchte trägt. Insofern vermag er auch ein Fachpublikum zu ermuntern, zumal er, der Sache entsprechend, in einem durchweg heiteren Grundton gehalten ist. Der Einblick, der uns hier gewährt wird, erweckt nicht die verbreiteten Gefühle von Angst, Unsicherheit, ja Abscheu, sondern bringt dem Zuschauer diese Menschen näher und lässt den Charakter eines jeden Darstellers Gestalt annehmen.

Lebensgeschichten

Zwei Dokumentarfilme

wei eindrückliche Dokumentarfilme über herausgegriffene Einzelschicksale von grösseren Schicksalsgruppen prägten den Dienstag nachmittag im Konzertsaal.

Helmut Zipperlen

Trotz des depressiven Inhaltes wirken beide Streifen letztlich optimistisch, ohne jedoch in Schönfärberei zu verfallen. Eduard Winiger (42) hatte den Auftrag, in einem Spital des britischen Roten Kreuzes in Peshawar (Pakistan) einen Film über Kriegschirurgie zu drehen. Quasi als Nebenprodukt erstellte er, zusammen mit seinem Assistenten, den 52minütigen Dokumentarfilm «Aus dem Leben Omer Khans». Der zwölfjährige Junge aus Afghanistan ist Beinamputiert. Seine in einem pakistanischen Flüchtlingslager lebende Familie wollte in Afghanistan Verwandte besuchen. Auf dem Weg dorthin trat Omer Khan auf eine Mine. Auf nicht näher bekanntem Weg brachte ihn sein Vater in dieses Spital. So werden denn der Junge und die mit ihm durchgeführte Therapie zum Leitfaden des Films. Winiger zeigt den Alltag im Spital, spricht mit den Ärzten und natürlich mit Omer Khan.

Obwohl Winiger und Bernhard Ro-

bert-Charrue den Film zu zweit realisieren mussten, vermag er auch in filmischer Hinsicht zu bestehen. Mathias Habich als Sprecher kann stimmlich durchaus einiges umsetzen, was er in «A corps perdu» spielt, einen Reporter an Brennpunkten der Weltgeschichte.

«Ein anderes Leben»

Bereits Tradition an den Solothurner Filmtagen haben Dokumente über geistig behinderte Menschen und Psychiatrische Kliniken. Mike Wildbolz (42) und Ines Schlienger gehen in ihrem Film «Ein anderes Leben» Behinderten nach, welche aus geschlossenen Abteilungen psychiatrischer Kliniken auf ein Leben in externen Wohngemeinschaften vorbereitet werden. Erst im letzten Beispiel wird eine junge Frau gezeigt, welche nach Absolvierung heilpädagogischer Schulen extern in einer geschützten Werkstätte arbeitet.

Der unter dem Patronat der Schweizerischen Heilpädagogischen Gesellschaft entstandene Streifen besticht durch seinen klaren Aufbau. Es werden Beispiele aus vier verschiedenen Kliniken gezeigt, doch der Emanzipationsgrad des Patienten oder der Patientin ist jeweils eine Stufe weiter. Der Film zeigt, dass die neue Psychologie vermutlich mehr Leute im therapeutischen Bereich benötigt, dass diese Arbeit aber durchaus ihre Früchte trägt. □

Behinderte - ein «anderes Leben»

Von der Lebenssituation geistig behinderter Erwachsener handelt der Film «Ein anderes Leben», der im Kino Camera einem interessierten Publikum vorgeführt wurde.

C.G. Man kann es ruhig vorwegnehmen: Es ist ein Film, der den Zuschauer für die Behinderten einnimmt, ja, ihn fröhlich stimmt. Denn dieser erzählende Film zeigt die Entwicklungsfähigkeit abgeschriebener Menschen und ihre persönliche Freude darüber. Er belässt den Behinderten ihre Würde, auch wenn die Kamera ihren Bewegungen folgt und ihre Emotionen einfängt.

Der Dokumentarfilm «Ein anderes Leben» stammt von Mike Wildbolz und der Heilpädagogin Ines Schlienger und steht unter dem Patronat der Schweizerischen Heilpädagogischen Gesellschaft...

Die Problematik von Erwachsenen mit geistiger Behinderung ist der Öffentlichkeit wenig bekannt, sind sie doch meist in Heimen oder in psychiatrischen Kliniken untergebracht. So kommt in diesem Film auch die Le-

benssituation in der Psychiatrie vor: In langen Gängen sitzen ältere Geistigbehinderte und warten. Kaum jemand hat Zeit, sich um sie zu kümmern. Dank der Heilpädagogik weiss man heute, dass viele Geistigbehinderte entwicklungsfähig sind, selbst solche, die als hoffnungslos abgestempelt sind. Die Filmbeispiele aus der bernischen Klinik Waldau oder aus Bellelay im Jura machen dies deutlich. Menschen, die 20 oder 30 Jahre in der Psychiatrie versorgt waren, können auf ein aktiveres Leben in einer Wohngemeinschaft vorbereitet werden. In kleinen Schritten wird die Entfaltung offensichtlich.

Anhand von verschiedenen Wohn- und Lebensmodellen - auch aus Basel - erfährt der Zuschauer über unterschiedliche heilpädagogische Möglichkeiten für die Entwicklung von Geistigbehinderten. Dem

Betrachter wird es fast unfasslich, wie geistig behinderte Menschen, die dank dem medizinischen Fortschritt auch älter werden, über Jahrzehnte in psychiatrischen Kliniken dahinleben, ohne Anregung und ihnen adäquate Betreuung. Eine Verbesserung der Situation ist unbestritten notwendig. Auch Basel bemüht sich mit dem neuen Psychiatrie-Konzept, das Los der Geistigbehinderten in der PUK zu verändern.

So wurde dieser Film von den Autoren auch mit der Absicht produziert, Politiker und Verantwortliche ins Bild zu setzen und Anregung zu vermitteln, ohne belehrend zu wirken.

Den Verleih dieses 59minütigen Films, in Dialekt und Schriftdeutsch sowie mit französischen Untertiteln, hat die Schweizerische Arbeiterbildungszentrale in Bern übernommen (Kosten 120 Franken).

Im Hinblick auf Europa

Reibungsfreie 24. Solothurner Filmtage

Auch wenn die grösseren Schweizer Produktionen ihre Uraufführung schon seit einiger Zeit nicht mehr in Solothurn, sondern an internationalen Festivals oder im regulären Kinoerleben, bleiben die Filmtage die bedeutendste Manifestation des Schweizer Filmlebens. Der unverminderte Zuschaueranhang, die wiederum gestiegene Zahl der ausländischen Gäste, das Interesse, das der oberste Herr der Veranstaltung, Bundesrat Flavio Cotti, durch seinen Besuch bekundete, bezeugt die Bedeutung des Anlasses ebenso wie die Erreichung des Vertrages, mit dem die Schweiz an der Filmverleihförderung der EG teilzunehmen kann (vgl. NZZ Nr. 17). Mit diesem Akt hat nun auch Solothurn erstmals eine europäische Perspektive in die Diskussionen über die Zukunft des Schweizer Films eingebracht. An einem Gespräch über die europäischen Film- und Verleihförderungsprojekte nahmen neben Vertretern der Eidgenössischen Kommission des Innern und des Aussen, sondern auch Schweizerischen Filmzentrums auch Repräsentanten der EG aus Hamburg und Solothurn teil.

Das Abkommen mit dem Europäischen Filmbüro in Hamburg – dessen Nutzen zunächst während einer einjährigen Versuchsphase erprobt werden soll – in Hinblick auf das auch massenmedial vereinigte Europa 1992 noch einiges zu tun bleibt, zeigte die Diskussion um EuroAim, die Organisation der Media-Programme der EG «for Audiovisual Independent Market». Die Möglichkeit eines Beitritts der Schweiz – der wegen einer verfrühten Agenturmeldung keineswegs erfolgt ist – zu diesem Dienstleistungs- und Informationszentrum der europäischen audiovisuellen Produktion sei aus der Sicht des Schweizerischen Filmzentrums gesehen, hielt dessen Direktor, Alfredo Knuchel, zur Deckung des Finanzbedarfs müsste seiner Meinung nach die Filmbranche sich ebenso entschieden engagieren wie beim Beitritt zur EG-Verleihförderung. Nach Auffassung von Christian Zeenders, des Chefs der Sektion im Bundesamt für Kulturpflege, erscheint der Beitritt im Jahr 1990 vorstellbar.

täuschende und ein paar ansprechende Spielfilmpremieren

Was hat die Schweiz an audiovisuellen Produktionen denn so zu bieten? Wie immer vermittelt die Solothurner Werkschau einen zuverlässigen Überblick: gut ausgewählt, beziehungslos gerammt, die jeweilige Tages- oder Nachtgeschichte berücksichtigend. Wenn nun auch Ansagen der Filme und die Präsentation der Realisatoren etwas weniger unbeholfen fehlerhaft vorstatten gehen könnten, wäre hier die unaufdringliche Professionalität, die die Organisation und Erscheinungsbild der Veranstaltung heute kennzeichnen. Als willkommene Erweiterung der Vorführgelegenheit dieses Jahr erstmals das Kino Palace eine Vorstellung jeweils um 17 Uhr zur Verfügung; die Geschäftsleitung der Filmtage, nächstes Jahr auch am Abend zur Entlastung von Landhaus und Konzertsaal darin recht geniessen zu dürfen.

den Filmen. Das Programm begann mit der herben Enttäuschung. Wäre nicht der vorhere Michel Constantin in der Rolle eines «tough guy», Francis Reussers nach dem Drehbuch des Ex-Fussballers Jacques entstanden Film «La loi sauvage» verzeigte ganz zu einer Art Gefängnis-Klamotte mit «Spiel»-Touch. Der verblasenen weltan-

schaulichen Auseinandersetzung mit der Frage der Gewaltlosigkeit entspricht die gestellt-gestellte Inszenierung. «Lucas lässt grüssen» heisst der Film, den Beat Kuert nach einem Drehbuch Claude Cuenis im Auftrag des Fernsehens DRS realisierte, das dieses Jahr zum erstenmal eine eigene Spielfilmproduktion in Solothurn präsentierte. Mehr über diesen Krimi, der äussere Ereignislosigkeit durch «innere» Spannung wettzumachen versucht, wird anlässlich der Ausstrahlung im Fernsehen zu sagen sein.

Wie langweilig er trotz der sorgfältigen Inszenierung und trotz Margaret Mazzantini ist, seiner attraktiven Hauptdarstellerin, machte einem die Konfrontation mit dem zwei Stunden später vorgeführten «Von Zeit zu Zeit» bewusst. Clemens Steiger, der auch die ausdrucksstarken Bilder gestaltete, reflektiert in diesem zusammen mit Jörg Helbling gedrehten Schwarzweissfilm Möglichkeiten und Bedingungen eines «schweizerischen» Krimis: durch mitunter rasante Schnittsequenzen drei Ebenen ineinander verflechtend, mit einigem Witz und dennoch eine Atmosphäre des immer wieder durchaus Unbehaglichen evozierend. Auch Tania Stöcklins erster längerer Spielfilm gehörte zu den wichtigen Premieren der Filmtage. «Georgette Meunier», zusammen mit Cyrille Rey-Coquais realisiert, ist ihre bemerkenswerte Abschlussarbeit an der Deutschen Film- und Fernsehakademie Berlin, die Kolportagegeschichte einer Mörderin aus versagter Liebe zum Bruder, gestaltet in verhalten glühenden Bildern, die sich seltsam fasziniert zeigen von den absonderlichen Manifestationen und Grenzbereichen des Lebendigen.

Ebenfalls eine sehr bewusste Farbdramaturgie verwendet Dani Levy in seiner mit viel Gelächter und Beifall aufgenommenen «Dreimännergeschichte» «RobbyKallePaul», die auf den Spektralfarben Rot, Gelb, Blau basiert. Abgesehen davon, dass die beiden Protagonisten nicht Phänomene der unlebenden Natur zu ergründen, sondern (schiefe) Ordnung in eine Welt des Zivilisationsschutts zu bringen suchen, gemahnt «Lichtschlag» von Daniele Buetti und Danielle Giuliani stark an «Der rechte Weg» (1983) von Peter Fischli und David Weiss. Die hier jedoch – von vereinzelt «Lichtschlägen» abgesehen – recht plumpe Inszenierung wird zum Teil wieder wettgemacht durch die verschrobenen Sophismen, die der Inspirationsquelle, Flauberts «Bouvard et Pécuchet», entnommen sind.

Andauerndes Interesse am Dokumentarfilm

Wenig Substantielles war bei den Kurzspielfilmen zu sehen, die wohl einige Talente erkennen liessen, aber niemanden, der dieses anspruchsvolle eigene, schwierige Genre zu meistern vermocht hätte. Bemerkenswert dagegen die «experimentelleren» Arbeiten Werner von Mutzenbechers, der mit «Petczyn» eine höchst eindrückliche Reise in ein Polen der fernen Erinnerung und unbestimmbarer Nähe unternimmt, und des fast dreissig Jahre jüngeren Basil Vogt, der in «Auf der Strecke geblieben», einer der wenigen Super-8-Produktionen, die Fahrt entlang einem stillgelegten Industriegeleise bei Newcastle-upon-Tyne unversehens in Zeichentricksequenzen ausmünden lässt. Bei den Animationsfilmen waren die Preisträger des Concours Cinégram auch die ansprechendsten Arbeiten: «Late Show» von Martin Stricker und Robert Müller, in dem Figuren wie von George Segal eine Polit-Kunst-Gangster-Schmiere vorführen; «Canal Lili», die possier-

weise Beachtung zu verschaffen wusste. Ohne Bundessubventionen und trotz dem höchst ungünstigen Termin zwischen den Festivals von Locarno und Venedig hat sie ihrer Veranstaltung internationale Aufmerksamkeit abgeköstigt. Es zeugt zumindest von erstaunlicher Sorglosigkeit der Mehrheit des Festivalkomitees, wenn sie im Jahr, da der 100. Geburtstag Chaplins, des «Schirmherrn» des Festivals, zu feiern ist, auf die Dienste der Direktorin verzichten zu können glaubt. Was die Absichten betrifft, ein Festival der regionalen und lokalen «Interessen» zu schaffen, so wird man gespannt sein dürfen, ob nun das audiovisuelle Gewinnerfest angesetzt ist.

liche Maus im Fernseher, von Martial Wannaz; und «Most Tango» von Agnes Weber, von der Jury der Trickfilmschaffenden als bestes Erstlingswerk gewürdigt. Wenig Anklang fand beim Publikum die künstlerisch reifste Leistung Gisele und Ernest Ansores wiederum in Graphitstaubtechnik gestaltete Märchenerzählung von «Le petit garçon qui vola la lune».

Drei der Dokumentarfilmpremieren in Solothurn müssen vor allem erwähnt werden. «Ein anderes Leben» von Mike Wildbolz ist ein doppelt positiver Film: Er zeigt sowohl, was in der Schweiz an verschiedenen Orten im Lauf der



Der 13jährige Omer Khan aus Afghanistan, dem eine Mine ein Bein abgerissen hat, in Eduard Winigers tiefem Porträt «Aus dem Leben Omer Khans».

letzten Jahre zur Verbesserung des Loses von geistig behinderten Menschen getan worden ist, als auch die sicht- und spürbare Wandlung bei Patienten, die heute ihr Leben mitbestimmen. Hier wie im Film «Was geht mich der Frühling an...» von Heinz Büttler trägt Hansueli Schenkels grossartige Kamera, die sich den Menschen diskret, aber ohne falsche Pietät nähert, wesentlich zur Bewegung des Betrachters bei. Die Bewohner des Elternheims der Israelitischen Kultusgemeinde Wien sind alle dem Holocaust entgangen, der Gedanke an Sterben und Tod ist ihnen lange schon vertraut.

«Dynamit am Simplon» verrät bereits im Titel etwas von der munter-kecken Art, mit der sich Werner «Swiss» Schweizer, wie er sich nennt, seinem Stoff nähert: der Aktion italienischer Partisanen, die in der Nacht vom 21. auf den 22. April 1945 eine Sprengung des Simplontunnels durch die deutsche Wehrmacht verhinderten. Wiewohl etwas unbeholfen inszeniert, hält der Film das Interesse des Zuschauers wach: durch die unbekümmert-lockere Darstellung der Ereignisse in einer kurzen Spielhandlung, aber auch durch die Berichte der Zeitzeugen und die Recherchen des Autors, der die weithin unbekannt gebliebene Episode offenbar mit neuem Material zu präsentieren weiss.

Auffallend viele Künstlerporträts waren dieses Jahr in Solothurn zu sehen. An dieser Stelle

«Ein anderes Leben» für Behinderte

mü. In ihrem Film «Ein anderes Leben» schildern Ines Schlienger und Mike Wildbolz Lebenssituationen von Erwachsenen mit geistiger Behinderung: Entstanden ist eine behutsame Annäherung an Menschen, die von der Gesellschaft oft ausgeschlossen bleiben.

Im Herbst vor zwei Jahren haben sich Ines Schlienger und der Dokumentarfilmer Mike Wildbolz entschlossen, die weitgehend unbekanntere Problematik des Lebens geistigbehinderter Erwachsener in einem Film darzustellen. Ines Schlienger hatte als Sonderpädagogin selbst die vielen kritischen Aufgaben, die es bei der Wohnsituation von Menschen mit geistiger Behinderung zu lösen gilt, kennengelernt: Werden die Kinder erwachsen, führt ihr weiterer Lebensweg aus Mangel an geeigneten Wohnheimplätzen oft in eine psychiatrische Klinik oder in ein Pflegeheim. Dies wird dann mit der Ansicht begründet, Erwachsene mit geistiger Behinderung seien nicht mehr entwicklungs- oder förderungsfähig. Neuere psychologische und heilpädagogische Erfahrungen und Erkenntnisse, so Ines Schlienger, würden jedoch zeigen, dass diese Annahme vielfach falsch sei.

«Ein anderes Leben» möchte neben der Randgruppenthematik vor allem Beispiele dafür vermitteln, wie der Alltag geistig behinderter Erwachsener aussehen kann. Ausgewählte Modelle zeigen verschiedene Möglichkeiten von Wohn- und Lebensformen Erwachsener mit geistiger Behinderung, denen unterschiedliche heilpädagogische Ansätze zugrunde liegen. Gezeigt wird, dass es nicht einen allgemeingültigen Lösungsweg gibt, sondern verschiedene richtungsweisende Ansätze, beispielsweise denjenigen der Anthroposophie.

Der Film geht dabei rein beschreibend vor, verzichtet fast ausschliesslich auf einen einordnenden Kommentar. Wichtig ist den Autoren, die Zuschauer am Alltagsgeschehen der porträtierten Menschen teilhaben zu lassen: Der Umgang der Betroffenen miteinander, ihr Zusammentreffen mit der Aussenwelt und ihre Kommunikation bei gemeinsamen Aktivitäten wie Spiel und Theater, bei einem Einkaufsausflug auf dem Markt oder beim Kochen und in der gemeinsamen Gymnastikstunde. Alles lässt spüren, dass in den

teilweise unabhängigen Wohngruppen eine Vielzahl von individuellen Beziehungen besteht. Bei einzelnen Patienten werden früher erstellte Diagnosen und Vorhersagen erwähnt, die teilweise in krassem Widerspruch zu dem stehen, was aus den betreffenden Menschen tatsächlich geworden ist. Erinnerungen an frühere Zeiten, welche die Behinderten selbst anstellen, zeigen überdies, dass sie durchaus ein Gefühl für die eigene Lebensgeschichte und ihre Entwicklung besitzen.

Der knapp einstündige Film «Ein anderes Leben», der an den diesjährigen Solothurner Filmtagen seine Erstaufführung hatte, zeigt behutsam und auf eindrückliche Weise, dass trotz der manchmal kleinen und oft sich auch äusserst langsam vollziehenden Veränderungen in der Entwicklung der Betroffenen der Einsatz aller Beteiligten seine Früchte trägt. Insofern vermag er nicht nur Laien oder an der Problematik Interessierte zu informieren, sondern auch ein Fachpublikum zu ermuntern, zumal der Film in einem durchwegs heiteren Grundton gehalten ist.

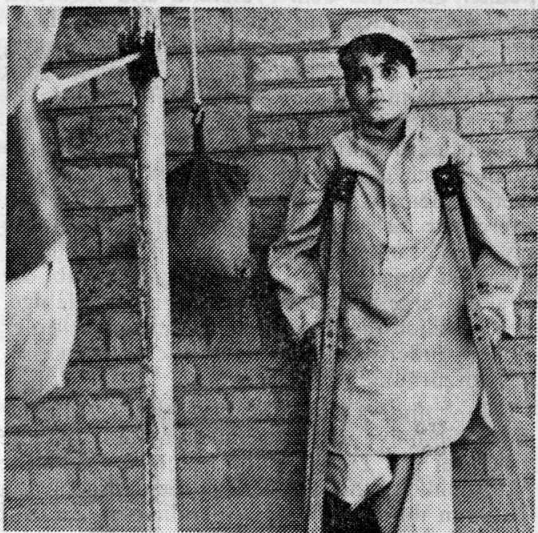
Interessenwahrung

mü. Während vielen Jahren fand sich in der Schweiz – anders als bei psychisch Kranken – keine breit abgestützte Interessengemeinschaft, welche die Rechte geistig behinderter Menschen wahrgenommen und sich für eine würdige Lebensgestaltung dieser Randgruppe unserer Gesellschaft eingesetzt hätte. Vor gut zwei Jahren haben sich jedoch Angehörige, Fachleute aus dem Bereich der Heilpädagogik, sowie Ärzte und Pflegepersonal aus verschiedenen Kliniken unter der Bezeichnung «Arbeitskreis zur Verbesserung der Lebenssituation von Geistigbehinderten in psychiatrischen Kliniken» zu einer losen Interessengemeinschaft zusammengeschlossen, die inzwischen knapp hundert Mitglieder umfasst.

In Basel existiert seit mehr als 25 Jahren die «Gesellschaft zur Förderung geistig behinderter Menschen», die in der Stadt auch einige Werkstuben und Wohnheime unterhält.



Drei der Dokumentarfilmpremieren in Solothurn müssen vor allem erwähnt werden. «*Ein anderes Leben*» von Mike Wildbolz ist ein doppelt positiver Film: Er zeigt sowohl, was in der Schweiz an verschiedenen Orten im Lauf der



Der 13jährige Omer Khan aus Afghanistan, dem eine Mine ein Bein abgerissen hat, in Eduard Winigers tief eindrücklichem Porträt «*Aus dem Leben Omer Khans*».

letzten Jahre zur Verbesserung des Loses von geistig behinderten Menschen getan worden ist, als auch die sicht- und spürbare Wandlung bei Patienten, die heute ihr Leben mitbestimmen. Hier wie im Film «*Was geht mich der Frühling an...*» von Heinz Bütler trägt Hansueli Schenkels grossartige Kamera, die sich den Menschen diskret, aber ohne falsche Pietät nähert, wesentlich zur Bewegung des Betrachters bei. Die Bewohner des Elternheims der Israelitischen Kultusgemeinde Wien sind alle dem Holocaust entgangen, der Gedanke an Sterben und Tod ist ihnen lange schon vertraut.

«*Dynamit am Simplon*» verrät bereits im Titel etwas von der munter-kecken Art, mit der sich Werner «*Swiss*» Schweizer, wie er sich nennt, seinem Stoff nähert: der Aktion italienischer Partisanen, die in der Nacht vom 21. auf den 22. April 1945 eine Sprengung des Simplontunnels durch die deutsche Wehrmacht verhinderten. Wiewohl etwas unbeholfen inszeniert, hält der Film das Interesse des Zuschauers wach: durch die unbekümmert-lockere Darstellung der Ereignisse in einer kurzen Spielhandlung, aber auch durch die Berichte der Zeitzeugen und die Recherchen des Autors, der die weithin unbekannt gebliebene Episode offenbar mit neuem Material zu präsentieren weiss.

Auffallend viele Künstlerporträts waren dieses Jahr in Solothurn zu sehen. An dieser Stelle

*Ein anderes
Leben*

Die Lebenssituation geistig Behinderter in psychiatrischen Kliniken

Die Lebenssituation in den Kliniken ist in mehrfacher Hinsicht problematisch.

Ausgangslage ist fast immer ein Klinikeintritt der nicht deshalb erfolgt, weil ein spezifisches Therapieangebot für diese Menschen vorhanden wäre, sondern weil schwierige, sonst überall ausgegrenzte Personen von den Kliniken aufgenommen werden müssen. Diese Nötigung zur Aufnahme hat im Laufe der Jahre dazu geführt, dass heute etwa zirka 1500 geistig behinderte Menschen in psychiatrischen Kliniken untergebracht sind.

Die traditionellen Formen der Patientenunterbringung in den Kliniken überfordern die als geistig behindert bezeichneten Menschen in der Regel ganz massiv und führen zu Verhaltensstörungen, Abbau an Eigenaktivität und Selbstverantwortung und oft auch zu eigentlichen Erkrankungen.

Die Kliniken als Lebensfelder entsprechen weder den Bedürfnissen noch den Fähigkeiten der geistig behinderten Bewohner. Während sich einerseits die Einsicht durchgesetzt hat, dass geistig Behinderte nicht als Kranke zu betrachten und folgerichtig auch nicht psychiatrisch zu behandeln sind, fehlt in den Kliniken das Wissen und die Erfahrung über adäquate Konzepte zur Betreuung geistig Behinderter noch weitgehend. Die unerfreuliche Aufnahmepraxis und die problematische Betreuung führen dazu, dass die so beeinflussten Personen kaum oder nur noch sehr schwer in klinikexterne Wohnformen rückplazierbar sind.

Eine Verbesserung der Lebenssituation in den Psychiatrischen Kliniken ist unabdingbar wichtig.

Blossen Deklarationen für Aufnahmestopp oder Aussiedlungen ist deshalb mit grosser Skepsis zu begegnen, weil dadurch weder der gesetzliche "Aufnahmezwang" beseitigt, noch gute Plazierungsmöglichkeiten realisiert sind, aber die Gefahr besteht, dass die problematischen Zustände weiterhin als "Notlösungen" und "Provisorien" akzeptiert werden.

Die Voraussetzungen für massgebliche Verbesserungen sind gegeben.

Kennzeichnend für die heutige Situation ist, dass das Problem zwar an vielen Orten erkannt wurde, dass aber noch zuwenig bekannt ist, dass heute sowohl taugliche Konzepte vorhanden sind, als auch die Finanzmittel zur fachgerechten Betreuung beschafft werden können.

Die Kliniken sind herausgefordert.

Herausgefordert sind also die Verantwortlichen in den Kliniken, für die jetzt bei ihnen lebenden geistig Behinderten ein Angebot zu schaffen, dank welchem sie ihren gesetzlichen Auftrag ebenso gerecht werden können wie den Bedürfnissen der von mehrmaliger Ausgrenzung Betroffenen. Erfreulicherweise werden in verschiedenen Kliniken schon interessante Initiativen in diese Richtung unternommen.

Projekt zur Verbesserung der Lebenssituation in psychiatrischen Kliniken.

Angeregt durch einen Arbeitskreis und getragen von der Schweizerischen Heilpädagogischen Gesellschaft (SHG) leistet ein spezielles Projekt Beiträge zur Verbesserung der Lebenssituation geistig Behinderter in Psychiatrischen Kliniken.

Jakob Egli, SHG-Projekt
Bürglistr. 11, 8002 Zürich
Tel.: 01/201 11 67